

Für unsere Kinder

Nr. 10 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1915

Inhaltsverzeichnis: Winterlandschaft. Von Friedrich Hebbel. (Gebicht.) — Der neue Paris. Knabenmärchen von Wolfgang Goethe. (Fortf.) — Vom Zähmen wider Tiere. (Schluß.) — Krieg und Frieden. Aus „Die Piccolomini“ von Friedrich Schiller. — Walfischjagd. Von F. C. Sörensen. — Die Tochter der Kaiserburg. Von H. C. Andersen. — Das Lied vom Winter. Von Alfred Huggenberger. (Gebicht.)

Winterlandschaft.

Unendlich dehnt sie sich, die weiße Fläche,
Bis auf den letzten Hauch von Leben leer;
Die munteren Pulse stocken längst, die Bäche,
Es regt sich selbst der kalte Wind nicht mehr.

Der Rabe dort, im Berg von Schnee und Eise,
Erstarrt und hungrig, gräbt sich tief hinab,
Und gräbt er nicht heraus den Bissen Speise,
So gräbt er, glaub ich, sich hinein ins Grab.

Die Sonne, einmal noch durch Wolken blickend,
Wirft einen letzten Blick aufs öde Land,
Doch gähnend auf dem Thron des Lebens sitzend,
Trotzt ihr der Tod im weißen Festgewand.

Friedrich Hebbel.

○ ○ ○

Der neue Paris.

Knabenmärchen von Wolfgang Goethe.

(Fortsetzung.)

Meine Neugier wuchs indes nach allem, was ich gesehen, immer mehr, und ich nahm mir ein Herz, den Alten zu fragen, ob man nicht auch hinüberkommen könne? — „Warum nicht,“ versetzte jener, „aber auf neue Bedingungen.“ — Als ich nach diesen fragte, gab er mir zu erkennen, daß ich mich umkleiden müsse. Ich war es sehr zufrieden; er führte mich zurück nach der Mauer in einen kleinen reinlichen Saal, an dessen Wänden mancherlei Kleidungen hingen, die sich sämtlich dem orientalischen Kostüm zu nähern schienen. Ich war geschwind umgekleidet; er streifte meine gepuderten Haare unter ein buntes Netz, nachdem er sie zu meinem Entsetzen gewaltig ausgestäubt hatte. Nun fand ich mich vor einem großen Spiegel in meiner Vermummung gar hübsch und gefiel mir besser als in meinem steifen Sonntagskleid. Ich machte einige Gebärden und Sprünge, wie ich sie von den Tänzern auf dem Meistheater gesehen hatte.

Unter diesem sah ich in den Spiegel und erblickte zufällig das Bild einer hinter mir befindlichen Nische. Auf ihrem weißen Grunde hingen drei grüne Strickchen, jedes in sich auf eine Weise verschlungen, die mir in der Ferne nicht deutlich werden wollte. Ich kehrte mich daher etwas hastig um und fragte den Alten nach der Nische, sowie nach den Strickchen. Er ganz gefällig holte eins herunter und zeigte es mir. Es war eine grünseidene Schnur von mäßiger Stärke, deren beide Enden durch ein zwiefach durchschnittenen grünes Leder geschlungen ihr das Ansehen gaben, als sei es ein Werkzeug zu einem eben nicht sehr erwünschten Gebrauch. Die Sache schien mir bedenklich, und ich fragte den Alten nach der Bedeutung. Er antwortete mir ganz gelassen und gütig: es sei di s für diejenigen, welche das Vertrauen mißbrauchten, das man ihnen hier zu schenken bereit sei. Er hing die Schnur wieder an ihre Stelle und verlangte sogleich, daß ich ihm folgen solle; denn diesmal faßte er mich nicht an, und so ging ich frei neben ihm her.

Meine größte Neugierde war nun, wo die Tür, wo die Brücke sein möchte, um durch das Gitter, um über den Kanal zu kommen; denn ich hatte dergleichen bis jetzt noch nicht ausfindig machen können. Ich betrachtete daher die goldene Umzäunung sehr genau, als wir darauf zuellten; allein augenblicklich verging mir das Gesicht, denn unerwartet begannen Spieße, Speere, Hellebarden, Partisanen sich zu rütteln und zu schütteln, und diese seltsame Bewegung endigte damit, daß die sämtlichen Spitzen sich gegeneinander senkten, eben als wenn zwei altertümliche, mit Pfeilen bewaffnete Heerhaufen gegeneinander losgehen wollten. Die Verwirrung fürs Auge, das Geklirr für die Ohren war kaum zu ertragen, aber unendlich überraschend der Anblick, als sie völlig niedergelassen den Kreis des Kanals bedeckten und die herrlichste Brücke bildeten, die man sich denken kann; denn nun lag das bunteste Gartenparterre vor meinem Blick. Es war in verschlungene Beete geteilt, welche zusammen betrachtet ein Labyrinth von Zieraten bildeten; alle mit grünen Einfassungen von einer niedrigen, wollig wachsenden Pflanze, die ich nie gesehen; alle mit Blumen, jede Abteilung von verschiedener Farbe, die ebenfalls niedrig und

am Boden den vorgezeichneten Grundriß leicht verfolgen ließen. Dieser köstliche Anblick, den ich in vollem Sonnenschein genoß, fesselte ganz meine Augen; aber ich wußte fast nicht, wo ich den Fuß hinsetzen sollte, denn die schlängelnden Wege waren auß̄s reinlichste von blauem Sande gezogen, der einen dunkleren Himmel oder einen Himmel im Wasser an der Erde zu bilden schien; und so ging ich, die Augen auf den Boden gerichtet, eine Zeitlang neben meinem Führer, bis ich zuletzt gewahr ward, daß in der Mitte von diesem Beet- und Blumenrund ein großer Kreis von Zypressen oder pappelartigen Bäumen stand, durch den man nicht hindurchsehen konnte, weil die untersten Zweige aus der Erde hervorzutreiben schienen. Mein Führer, ohne mich gerade auf den nächsten Weg zu drängen, leitete mich doch unmittelbar nach jener Mitte, und wie war ich überrascht, als ich in den Kreis der hohen Bäume tretend die Säulenhalle eines köstlichen Gartengebäudes vor mir sah, das nach den übrigen Seiten hin ähnliche Ansichten und Eingänge zu haben schien. Noch mehr aber als dieses Muster der Baukunst entzückte mich eine himmlische Musik, die aus dem Gebäude hervordrang. Bald glaubte ich eine Laute, bald eine Harfe, bald eine Zither zu hören und bald noch etwas Klimmerndes, das keinem von diesen drei Instrumenten gemäß war. Die Pforte, auf die wir zuginen, eröffnete sich bald nach einer leisen Berührung des Alten; aber wie erstaunt war ich, als die heraustretende Pförtnerin ganz vollkommen dem niedlichen Mädchen glich, das mir im Traume auf den Fingern getanzt hatte. Sie küßte mich auf eine Weise, als wenn wir schon bekannt wären, und bat mich hereinzutreten. Der Alte blieb zurück, und ich ging mit ihr durch einen gewölbten und schön verzierten kurzen Gang nach dem Mittelsaal, dessen herrliche domartige Höhe beim Eintritt meine Aufmerksamkeit auf sich zog und mich in Verwunderung setzte. Doch konnte mein Auge nicht lange dort verweilen, denn es ward durch ein reizenderes Schauspiel herabgelockt. Auf einem Teppich gerade unter der Mitte der Kuppel saßen drei Frauenzimmer im Dreieck, in drei verschiedene Farben gekleidet, die eine rot, die andere gelb, die dritte grün; die Sessel waren vergoldet und der Teppich ein vollkommenes Blumenbeet. In ihren Armen lagen die drei Instrumente, die ich draußen hatte unterscheiden können: denn durch meine Aufmerksamkeit gestört, hatten sie mit Spielen inne gehalten. — „Seid uns will-

kommen!“ sagte die mittlere, die nämlich, welche mit dem Gesicht nach der Thür saß, im roten Kleid und mit der Harfe, „setz Euch zu Alerten und hört zu, wenn Ihr Liebhaber von der Musik seid!“ Nun sah ich erst, daß unten quer vor ein ziemlich langes Bänkchen stand, worauf eine Mandoline lag. Das artige Mädchen nahm sie auf, setzte sich und zog mich an ihre Seite. Jetzt betrachtete ich auch die zweite Dame zu meiner Rechten. Sie hatte das gelbe Kleid an und eine Zither in der Hand; und wenn jene Harfenspielerin ansehnlich von Gestalt, groß von Gesichtszügen und in ihrem Betragen majestätisch war, so konnte man der Zitherspielerin ein leicht anmutiges, heiteres Wesen anmerken. Sie war eine schlanke Blondine, während jene dunkelbraunes Haar schmückte. Die Mannigfaltigkeit und Übereinstimmung ihrer Musik konnte mich nicht abhalten, nun auch die dritte Schönheit im grünen Gewande zu betrachten, deren Lautenspiel etwas Kührendes und zugleich Auffallendes für mich hatte. Sie war diejenige, die am meisten auf mich acht zu geben und ihr Spiel an mich zu richten schien; nur konnte ich aus ihr nicht flug werden; denn sie kam mir bald zärtlich, bald wunderbar, bald onen, bald eigeninnig vor, je nachdem sie die Tönen und ihr Spiel veränderte. Bald schien sie mich rühren, bald necken zu wollen. Doch mochte sie sich stellen wie sie wollte, so gewann sie mir wenig ab; denn meine kleine Nachbarin, mit der ich Elbogen an Elbogen saß, hatte mich ganz für sich eingenommen, und wenn ich in jenen drei Damen ganz deutlich die Sylphiden meines Traumes und die Farben der Apfel erblickte, so begriff ich wohl, daß ich keine Ursache hätte, sie festzuhalten. Die artige Kleine hätte ich lieber angepakt, wenn mir nur nicht der Schlag, den sie mir im Traume versetzt hatte, gar zu erinnerlich gewesen wäre. Sie hielt sich bisher mit ihrer Mandoline ganz ruhig; als aber ihre Gebieterinnen aufgehört hatten, so befohlen sie ihr, einige lustige Stücken zum besten zu geben. Kaum hatte sie einige Tanzmelodien gar aufregend abgellimpert, so sprang sie in die Höhe; ich tat das gleiche. Sie spielte und tanzte; ich ward hingerissen, ihre Schritte zu begleiten, und wir führten eine Art von kleinem Ballett auf, womit die Damen zufrieden zu sein schienen; denn sobald wir geendigt, befohlen sie der Kleinen, mich derweilen mit etwas Gutem zu erquicken, bis das Nachessen herankäme. Ich hatte freilich vergessen, daß außer

diesem Paradiese noch etwas anderes in der Welt wäre. Merete führte mich sogleich in den Gang zurück, durch den ich hereingekommen war. An der Seite hatte sie zwei wohl eingerichtete Zimmer; in dem einen, wo sie wohnte, setzte sie mir Drangen, Feigen, Pflirsche und Trauben vor, und ich genoß sowohl die Früchte fremder Länder als auch die der erst kommenden Monate mit großem Appetit. Zuckerwerk war im Überfluß; auch füllte sie einen Pokal von geschliffenem Kristall mit schäumendem Wein. Doch zu trinken bedurfte ich nicht, denn ich hatte mich an den Früchten hinreichend gelabt. — „Nun wollen wir spielen,“ sagte sie und führte mich in das andere Zimmer. Hier sah es nun aus wie auf einem Christmarkt; aber so kostbare und feine Sachen hatte man niemals in einer Weihnachtstube gesehen. Da waren alle Arten von Puppen, Puppenkleidern und Puppengerätschaften, Küchen, Wohnstuben und Läden und einzelne Spielsachen in Unzahl. Sie führte mich an allen Glaschränken herum; denn in solchen waren diese künstlichen Arbeiten aufbewahrt. Die ersten Schränke verschloß sie aber bald wieder und sagte: „Das ist nichts für Euch, ich weiß es wohl. Hier aber,“ sagte sie, „könnten wir Baumaterialien finden, Mauern und Türme, Häuser, Paläste, Kirchen, um eine große Stadt zusammenzustellen. Das unterhält mich aber nicht; wir wollen zu etwas anderem greifen, das für Euch und mich gleich vergnüglich ist.“

(Schluß folgt.)

o o o

Vom Zähmen wilder Tiere.

(Schluß.)

Häufig wird behauptet, Raubtiere verhielten sich in der Nacht ganz anders als bei Tag. Daher könnten zahme junge Raubtiere, die bei Tag sanft und harmlos wären, nachts, wenn ihre wilden Triebe erwachten, ihrem Herrn sehr gefährlich werden; dieser könne nie sicher sein, daß sie ihm im Dunkeln nicht an die Kehle sprängen. Mitchell hat jedoch in langjährigem Umgang mit Raubtieren nie gefunden, daß diese bei Nacht andere Gewohnheiten hätten als bei Tag. Er hat oft nachts mit Leoparden gespielt, die fast vollständig ausgewachsen waren, und sie waren nachts ebenso sanft und zutraulich gegen ihn wie tags.

Unbewiesen ist auch der Glaube, in einem zahmen Raubtier, das zufällig Menschenblut geleckt habe, erwache untehlbar und mit einem Schläge die wilde Natur. „Ein Offizier in

Indien hielt sich einen jungen Tiger als Haustier. Der Tiger war schon beinahe ausgewachsen und lag eines Abends neben seinem Herrn, der im Lehnstuhl schlief. Da sah dessen Diener mit Schrecken an der Hand seines Gebieters eine kleine Blutung, und der Tiger leckte das Blut gierig ab. Der treue Diener mußte, daß die Raubtierinstinkte des Tigers erwachen, wenn er einmal Blut leckte, sein Herr würde zerrissen werden, deswegen holte er in höchster Eile ein Gewehr, trat vorsichtig auf den Tiger zu und schoß ihn ins Herz.“ Zur Abwechslung spielt diese rührende Geschichte auch manchmal in Afrika, dann leckt nicht ein Tiger, sondern ein Löwe das Blut, und das Amt des treuen Dieners wird nicht von einem Hindu, sondern von einem Neger versehen. Nicht nur in Lesebüchern spukt diese Geschichte, sie wird auch von Leuten erzählt, die „draußen“ waren, und zwar ist es allemal ihr bester Freund, dem sie widerfahren ist; glücklicherweise ist er aber dabei mit dem Leben davongekommen, um dieses Märchen erzählen zu können. Merkwürdigerweise geraten jedoch in Europa Raubtiere durchaus nicht in Erregung, wenn sie Menschenblut lecken. Mitchell hat häufig, wenn er im Spiele von jungen Raubtieren an der Hand gekragt worden war und heftig blutete, den Tieren die blutende Hand hingehalten, ohne daß diese im mindesten erregt wurden. Er sagt, Milch sei ihnen viel lieber gewesen.

Man darf aber nicht annehmen, daß die Zähmheit junger Raubtiere von Dauer ist. Das ist bei ihnen so wenig der Fall, wie bei den meisten anderen Tieren. Es ist wohl der natürliche Instinkt der Tiereltern, ihre Jungen zu pflegen, aber — von den Herdentieren abgesehen — es kommt die Zeit, wo dieser Instinkt erlischt oder in sein Gegenteil umschlägt: wo die Alten die Jungen vertreiben und sie dadurch zwingen, für sich selbst zu sorgen. Ebenso schläft bei den Jungen allmählich das natürliche Bedürfnis ein, sich schützen und pflegen zu lassen. Die Jungen lernen, das sie selbst vor den Gefahren des Lebens auf der Hut sein und sich ihrer Haut wehren müssen. So entwickelt sich bei ihnen eine Wildheit, die die anschniegungsbedürftigen Gewohnheiten der Kinderzeit kaum ahnen lassen. Sogar bei den friedlichen, gefelligen Herdentieren kommt eine Zeit — die der Gattenwahl —, wo ein wilder Kampf unter ihnen ausbricht, und wo es gefährlich ist, sich ihnen zu nähern, so sanft und zutraulich sie auch sonst sind.

Erwachsene Raubtiere sind daher nicht mehr zu zähmen. Und auch mit solchen, die in ihrer frühesten Kindheit gezähmt worden sind, kann man, wenn sie ausgewachsen sind, nicht mehr so umgehen wie in ihrer Jugend. Sie sind zwar gewöhnlich leichter zu behandeln als erwachsene eingefangene Tiere, aber eigentlich zahm sind sie nicht mehr. Gegen ihren Herrn, der gut zu ihnen war, bleiben sie meist freundlich, noch nach Jahren erkennen sie Menschen, die sie in ihrer Jugend liebevoll behandelten, als ihre Freunde. Denn Raubtiere haben ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Der alte Hagenbeck erzählt, wie ihn erwachsene Löwen, die er viele Jahre nicht gesehen hatte, mit den Zeichen höchster Freude begrüßten. Freilich, er liebte die Tiere nicht nur leidenschaftlich, er kannte auch ihre Wesensart, wie selten ein Mensch, und verstand es daher, zumal da er große Selbstbeherrschung besaß, sie richtig zu behandeln. Löwen, die Hagenbeck aufgezogen hatte, blieben auch erwachsen gegen ihn so freundlich, wie sie es als kleine Tiere gewesen waren. Aber wenn erwachsene Raubtiere auch gegen einzelne, bestimmte Menschen gefügig sein können, sie sind doch immer gefährlich. Es bliebe stets ein Wagnis, namentlich mit den größeren unter ihnen, wie Löwen, Tiger, Bären, Leoparden und anderen so vertraulich umzugehen, wie man es mit jungen Raubtieren tun kann; es wäre leichtsinnig, sich ihnen ohne Vorichtsmaßregeln zu nähern, sie sind unberechenbar, ein Wutanfall oder ein jäher Schreck, und sie fallen einen an — Raubtiere sind außerordentlich „nervös“, sagt Mitchell; wenn man sich ihnen nähert, kann das geringste Zögern oder Mangel an Entschlossenheit sie beunruhigen. Aber auch Wölfe und Füchse, die doch dem Hunde sehr nahe stehen, kann man ebensowenig wie die meisten kleinen Raubtiere erwachsen als Hausgenossen behalten. Diese kleineren Raubtiere werden, wenn sie heranwachsen, scheu, mißtrauisch und unzuverlässig, ihre räuberischen Triebe siegen über ihre jugendliche Zahmheit. Der Mensch vermag die Entwicklung, die die Tiere durchlaufen, nicht zum Stillstand zu bringen, er kann sie nur verlangsamen. Auch in der Freiheit sind ja die Tiere in ihrer Jugend sanft, aber, um sich in dieser Welt, die voll Feinden ist, zu erhalten, müssen sie später wild und scheu werden. Weder durch Erziehung noch durch Dressur ist der Mensch imstande, die Wesensart eines Tieres zu ändern; nur durch künstliche „Zuchtwahl“, indem er Tiere mit

ihm genehmen Eigenschaften sich fortpflanzen läßt, während er die anderen ausmerzt, gelingt es ihm im Laufe der Zeit, die Eigenschaften einer Tierrasse innerhalb gewisser Grenzen umzumodeln.

Wenn erwachsene Raubtiere sich dennoch im allgemeinen ruhig in die Gefangenschaft fügen, so ist das nicht einer Fähigkeit, zahm zu werden, sondern ihrer natürlichen Klugheit zu danken. Sie lernen auch noch, wenn sie schon erwachsen gefangen werden. So begreifen zum Beispiel Löwen, Tiger, Bären usw., daß sie hinter den Stäben ihrer Käfige nichts zu fürchten brauchen, daß sie zwar verhindert sind, die Menschen außerhalb des Gitters anzufallen, daß aber auch sie selbst nicht durch diese Menschen bedroht und gestört werden können. Sie lernen, daß der Besuch des Wärters angenehm ist, weil es dann Futter gibt, daß das Wechseln der Streu und das Waschen des Käfigs nicht geschieht, um sie zu belästigen und zu überfallen usw. Nach der Größe ihrer Intelligenz finden sie sich mit ihrer Gefangenschaft ab und werden ruhig.

Ebenso werden ja auch in der Gefangenschaft die scheuesten wilden Vögel mit natürlicher Intelligenz furchtlos: sie brüten friedlich nicht weit vom Gitter ihres Käfigs und nehmen Futter, das ihnen die Besucher der Zoologischen Gärten reichen. In der Freiheit haben sie gelernt, daß sie scheu sein müssen, um sich zu schützen, in der Gefangenschaft lernen sie, daß die Scheu nicht mehr nötig ist, weil sie geschützt sind. Die Holztauben, die im Freien leben, gehören zu den scheuesten, vorsichtigsten Tieren, im Berliner Tiergarten aber haben sie alle Furchtsamkeit verlernt. Zahm aber sind sie trotz alledem dort nicht, denn sie finden keinen Gefallen an der Gesellschaft der Menschen und sind nicht zutraulich gegen sie. Eigentlich zahm werden die Holztauben nur, wenn sie ganz jung zu Menschen kommen, die das natürliche Bedürfnis der Tierchen nach Schutz und Liebkosung befriedigen.

o o o

Krieg und Frieden.

Aus „Die Piccolomini“ von Friedrich Schiller.

Octavio. Das Kind des Lagers spricht aus dir, mein Sohn.

Ein fünfzehnjähr'ger Krieg hat dich erzogen, — Du hast den Frieden nie gesehn! Es gibt Noch höhern Wert, mein Sohn, als kriegerischen; Im Kriege selber ist das letzte nicht der Krieg.

Die großen, schnellen Laten der Gewalt,
Des Augenblicks erstaunenswerte Wunder,
Die sind es nicht, die das Beglückende,
Das ruhig, mächtig Dauernde erzeugen.
In Haft und Eile bauet der Soldat
Von Leinwand seine leichte Stadt; da wird
Ein augenblicklich Brausen und Bewegen,
Der Markt belebt sich, Straßen, Flüsse sind
Bedeckt mit Fracht, es rührt sich das Gewerbe.
Doch eines Morgens plötzlich siehet man
Die Zelte fallen, weiter rückt die Horde,
Und ausgestorben, wie ein Kirchhof, bleibt
Der Acker, das zerstampfte Saatfeld liegen,
Und um des Jahres Ernte ist's getan.

Mag. O, laß den Kaiser Friede machen,
Vater!

Den blut'gen Lorbeer geb' ich hin mit Freuden
Fürs erste Weichen, das der Mäz' uns bringt,
Das duftige Pfand der neuerjüngten Erde.

Octavio. Wie wird dir? Was bewegt dich
so auf einmal?

Mag. Ich hab' den Frieden nie gesehn? —
Ich hab' ihn

Gesehen, alter Vater, eben komm' ich —
Jetzt eben davon her — es führte mich
Der Weg durch Länder, wo der Krieg nicht hin
Gekommen — O! das Leben, Vater,
Hat Reize, die wir nie gekannt. — Wir haben
Des schönen Lebens öde Klüfte nur
Wie ein umirrend Räubervolk befahren,
Das, in sein dumpfig enges Schiff gepreßt,
Im wüsten Meer mit wüsten Sitten haust,
Vom großen Land nichts als die Buchten kennt,
Wo es die Diebeslandung wagen darf.
Was in den innern Tälern Röstliches
Das Land verbirgt, o! davon — davon ist
Auf unsrer wilden Fahrt uns nichts erschienen.

Octavio (wird aufmerksam). Und hätt' es diese
Reise dir gezeigt?

Mag. Es war die erste Muße meines Lebens.
Sag mir, was ist der Arbeit Ziel und Preis,
Der peinlichen, die mir die Jugend stahl,
Das Herz mir öde ließ und unerquickt
Den Geist, den keine Bildung noch geschmücket?
Denn dieses Lagers lärmendes Gewühl,
Der Pferde Wiehern, der Trompete Schmettern,
Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr,
Die Waffenübung, das Kommandowort —
Dem Herzen gibt es nichts, dem lechzenden.
Die Seele fehlt dem nichtigen Geschäft —
Es gibt ein andres Glück und andre Freuden.

Octavio. Viel lernest du auf diesem kurzen
Weg, mein Sohn!

Mag. O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,

Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedens-
marsch.

Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
Mit grünen Maien, dem letzten Raub der
Felder!

Der Städte Tore gehen auf, von selbst,
Nicht die Petarde braucht sie mehr zu sprengen;
Von Menschen sind die Wälle rings erfüllt,
Von friedlichen, die in die Lüfte grüßen, —
Hell klingt von allen Thürmen das Geläut,
Des blut'gen Tages frohe Vesper schlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd
strömt

Ein jauchzend Volk, mit liebend emsiger
Zubringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd —
Da schüttelt, froh des noch erlebten Tags,
Dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in sein Eigentum,
Das längst verlassne, ein; mit breiten Ästen
Deckt ihn der Baum bei seiner Wiederkehr,
Der sich zur Gerte bog, als er gegangen.

o o o

Waldfischjagd.*

Von J. C. Sörensen.

Sie bekamen einen Wal in Sicht, einen
riesengroßen Finnenwal von gegen 80 Fuß.
Er lag fast still draußen und schwamm hin
und her, dann ging er weiter, aber unendlich
langsam und gemächlich.

Sie kamen hurtig an ihn heran, er schien
das Boot nicht zu beachten oder zu sehen,
schwamm nur immer da unten herum und
blies in seiner majestätischen Art.

Denn er sah geradezu majestätisch aus, wie
er sich da erging und seine mächtigen Strahlen
in die Höhe blies, als wäre ihm alles gleich-
gültig. Er bewegte sich draußen im Meere,
wie ein Bauer, der sein Feld bestellt, wie ein
König, der sein Reich verwaltet. Er war so
überaus imponierend zähe und langsam in
seinen Bewegungen. Nichts kümmerte ihn, und
er hatte niemals und mit niemand Streit gehabt.

Man hätte glauben können, es wären zwei
Tiere, so groß war der Abstand zwischen der
Dampfsäule und der Rückenflosse, und so lange
dauerte es, bis die Rückenflosse unterging,
nachdem sich der Strahl gezeigt hatte. Jedes-
mal, wenn der Wal atmete, gab er einen
schneidenden Laut von sich, der die Luft weit
über das Meer hinaus erbeben machte.

* Aus J. C. Sörensen, Der Hai. Berlin, Erich
Reiß Verlag.

„Das ist ein schlimmer Bursche,“ sagte der Schütze, indem er zur Kanone ging. „Dem muß man's gut in die Mitte geben.“ Das Boot schießt vorwärts, auf den Kolos zu. Der Schütze hat Troffe und Harpune nachgesehen, jetzt steht er draußen neben der Kanone mit der kurzen Pfeife im Munde. Das Tier erscheint immer größer, immer imponierender, je näher sie ihm kamen.

„Langsam,“ kommandiert der Schütze.

„Langsam,“ gibt der Rudergänger die Order in die Maschine weiter.

„Langsam,“ ertönt es dort unten. Und das Boot verlangsamt seine Fahrt.

„Ganz langsam,“ lautet die Order des Schützen draußen.

„Ganz langsam,“ gibt sie der Rudergänger weiter.

„Ganz langsam,“ antwortet es in der Maschine. Und das Boot verminderte seine Geschwindigkeit noch mehr.

Der Schütze mißt den Abstand vom Wal. Der hat eben gebläsen und liegt draußen wie ein schwerer sinkender Schimmer.

„So leise wie möglich,“ sagt der Schütze. Und die Order geht von der Brücke aus weiter.

„Leise wie möglich.“

„Wie möglich,“ antwortet der Maschinist.

Der Walfisch ist gesunken. An der Stelle, wo er sank, sah es aus, als ob die Meeresfläche ein großes, sajeriges Loch bekommen hätte. Schnell läuft das Wasser zusammen und füllt das Loch aus.

„Stopp,“ sagt der Schütze. — „Stopp,“ sagt der Rudergänger.

„Stopp,“ antwortet der Maschinist.

Jeder Laut im Boot stockt, und langsam und unhörbar gleitet es vorwärts zu dem großen, blattigen Fleck, der die Stelle angibt, wo der Walfisch gesunken ist.

Der Schütze revidiert noch einmal die Kanone und folgt mit seinem Blick der Troffe über das Deck und das Spill. Dann klopft er die Pfeife neben der Kanone aus, stopft sie und zündet an.

Es verstreicht eine Viertelstunde. Das Boot gleitet totenstill vorwärts und bewegt sich immer schwächer.

Dann ertönt ein kräftiges Pusten achterwärts, wo man es am allerwenigsten erwartet hätte. Der Schütze schwirrt in einem Nu herum.

„Go on (vorwärts!)“ brüllt er. Einen Augenblick lang zappelt die Schraube draußen wie ein eigenartiges Kind. Die Stempel der Maschine hämmern. Dann schießt das Boot vorwärts.

„Links, links,“ ruft der Schütze und demonstriert die Richtung mit heftigen Bewegungen der ganzen einen Seite seines dicken Körpers. Der Rudergänger wirbelt das Steuerrad herum. Und das Boot schwenkt.

Die Schraube hat jetzt ihren Willen bekommen. Sie mahlt herum und herum, so genau wie ein Uhrwerk. Man hört es ihrem zufriedenen Knaupeln im Wasser an, daß sie mit inniger Freude in ihrer Arbeit aufgeht. Das Schiff zittert und stöhnt.

Dann bläht der Walfisch zum zweiten Male. Das Boot hat die Schwentung vollführt.

„Zu,“ ruft der Schütze und stößt beide Arme über seinem Kopf in die Höhe.

Das Rad wirbelt zurück. Das Boot stürzt geradeaus. Der Wal sinkt.

Die Stempel klappern mit forcierter Hast vorwärts. Die Pfeife des Schützen ist verschwunden. Der Mann steht mit gespreizten Beinen draußen, über die Kanone vorgebeugt. Es sieht aus, als wäre er an dem Eisen festgemacht.

Dann taucht der Wal zum dritten Male auf. Aber er ist so groß, und seine Bewegungen sind so lang, daß das Boot zu weit zurückgeblieben ist. Es jagt vorwärts wie ein eifriger Rötter, kann den Wal aber nicht erreichen.

Der Schütze spreizt die Beine noch einmal so weit auseinander wie vorher. Er sieht aus, als wolle er jeden Augenblick schießen. Dann sinkt der Wal zum dritten Male und taucht auf den Grund.

„Stopp,“ brüllt der Schütze rasend. Dann schraubt er die Kanone fest, holt die Pfeife hervor und steckt sie an. Seine Hand zittert, daß das Streichholz erlischt, und er muß ein neues ansprechen.

Wieder zieht sich die Zeit hin, während das Boot langsam vorwärtsgleitet und die Maschine zu arbeiten aufhört. Ein paarmal muß sie in Bewegung gesetzt werden und die Schraube ein paar Schläge tun, damit das Boot nicht ganz still und schwer daliegt, wenn der Wal wieder auftaucht. Alle spähen über die Meeresfläche hinaus, sie scheint so felsam leer und tot und doch gespannt und furchtbar.

Der Wal kann zu jeder Zeit und an jeder Stelle auftauchen. Plötzlich kommt Leben in den Mann oben in der Tonne. Er sitzt so hoch, daß er tief ins Wasser hinabsehen kann.

„Er kommt, er kommt,“ heult er und fuchelt mit den Armen über dem Tonnenrand.

„Wo, wo?“ ruft der Schütze, während er blitzschnell die Kanone losraubt und gleich-

zeitig zur Tonne emporblickt. Die Schraube sieht tief unten, die Tonne hoch oben. Die Stellung des Schützen sieht fast gefahrdrohend aus. Dann ist die Kanone locker.

„Da, da,“ brüllt der Mann oben in der Tonne und sucht weiter nach der rechten Seite zum Wasser hinab.

Der Schütze starrt auf die Wasserfläche, sieht aber nichts. — Ja, da ist er. Wie eine große fette Riesenseifenblase steigt das Tier durch das Wasser empor, langsam und regelmäÙig, als würde es von einem Stempel schräg emporgehoben, vorwärts und aufwärts.

„Go on,“ flüsternte der Schütze. Seine Stimme ist heiser vor Gemütsbewegung.

Das Boot jagt vorwärts, kann aber nicht mitkommen. Der Walfisch geht immer schräger vorwärts, je höher er hinaufkommt. Nun ist er an der Oberfläche des Wassers. Sein Kopf taucht vorn wie ein großer flacher Schimmer auf und schleudert die Wassersäule in die Höhe, daß es klingt, als würde aus einem leeren Kessel plötzlich der Dampf herausgeschleudert, dann sinkt der Kopf, und die Rückenflosse steigt in die Höhe, gleitet vorwärts und sinkt zuletzt ebenfalls.

Der Schütze weiß nicht, auf welchem Bein er stehen soll. Er baumelt mit der Kanone, als wäre sie ein Wetterbahn. Das Boot geht immer schneller. Es hat jetzt alle Karten in der Hand, da es so nahe war, als der Walfisch zum ersten Male auftauchte. Aber trotzdem gelingt es ihm nicht, sich neben ihm zu halten, als er zum zweiten Male auftauchte.

Der Schütze flucht und sieht aus, als wäre er unartig gewesen. Der Walfisch sinkt.

Das Boot hat nun seine volle Geschwindigkeit wieder erlangt, es stürzt über die Meeresfläche, als hätte es Flügel. Jetzt passiert es die Stelle, wo der Walfisch sank, und fährt weiter. Taucht der Walfisch zum dritten Male auf, so ist er des Todes.

Da kommt er gerade vor dem Steven. Jetzt bricht er durch die Meeresfläche und bläst, daß es wie Regen auf den Schützen und die Kanone hinabrieselt.

Der Schütze winnt. Das Boot macht eine Biegung und schwenkt zur Seite. Der Kopf des Wals taucht unter, und sein Rücken steigt in die Höhe, keine zehn Faden seitwärts vor dem Steven.

Der Rücken des Schützen zuckt krampfhaft. Er krümmt sich ein paarmal zusammen und dehnt sich wieder wie ein Tintenfisch auf dem Sprung. Dann wird er plötzlich starr und steht

fest wie ein in den Steven gehämmerter Pflock. Ein Krachen. Einen Augenblick sieht man die herausgeschleuderte Leine in der Luft hängen wie eine singende Spirale. Dann treibt eine weiÙe Rauchwolke über dem Steven wie ein giftiger Atemhauch und verbirgt alles.

Die TroÙe fällt draußen plätschernd hinab. Der Wal gleitet weiter und sinkt ruhig und sicher, wie er stieg. Das Meer ist wieder leer. Die Maschine stoppt. Das Boot gleitet ruhig über die Wasserfläche wie eine Giftichlange, die gebissen hat und das Resultat abwartet. Dann ertönt ein Krachen dort unten, wo das Tier sank, ein dumpfer, splittender Knall, wie von einer unterseischen Explosion. Die Granate explodiert.

Einen Augenblick ist es stille, totenstill auf dem Bord und draußen auf dem Meere. Plötzlich ertönt ein Kreischen. Ein schneidendes, schmetterndes Kreischen. Es kommt nicht draußen vom Meere her, es kommt aus dem Boote selbst und ist ein ganz neuer Laut. Er kommt draußen vom Steven, fährt über das Deck, über das Spill und poltert in den Lasteraum hinunter, wo die Leine aufgestapelt liegt. Die Leine ist lebendig, oder richtiger, sie ist unsichtbar geworden, so schnell wird Faden auf Faden der dicken fünfzölligen TroÙe aus dem Schiff heraus und über den Steven gerissen, in einem einzigen blitzschnellen Ruck. Einen Augenblick stockt das Kreischen. Die TroÙe liegt wieder über dem Deck, als hätte sie sich nicht gerührt. Dann wird sie wieder in einem rasenden Kreischen gespannt, wird zu einer Saite, die mit unendlicher Geschwindigkeit schwingt. Der Walfisch ist festgeschossen und sinkt zum Meeresgrund hinab, mit kolossaler Geschwindigkeit, als wäre er ein Senkblei.

Ja, so ist es im ersten Augenblick. Aber der Druck der Wassermasse ein paar hundert Faden draußen im Meer ist kolossal. Die Zwischenräume werden immer größer. Immer langsamer wird das Ferren. Man kann jetzt beinahe die TroÙe mit den Augen verfolgen, wenn sie ausläuft. Es klingt nicht mehr, als ob ein Tier in Todesangst schreit. Die einzelnen Laute sind voneinander zu unterscheiden, das Aufklatschen der Leine auf Deck und ihr Reiben an den eisernen Walzen des Spills.

An die zwanzig Minuten sind jetzt vergangen, seit der Schuß fiel, und von der dreihundert Faden langen TroÙe sind nur an die zwanzig übrig. Dann taucht der Walfisch weit vorn auf, eine mächtige Blutwolke in die Höhe blasend.

„Er hat ein Granatstück in die Lunge bekommen,“ erklärte der Schütze, der jetzt achter kommt. — „Also ganz in die Hölle kann er uns jedenfalls nicht schleppen.“ (Fortsetzung folgt.)

o o o

Die Tochter der Kaiserburg.

„Von Rom komme ich,“ sagte der Mond, „dort, mitten in der Stadt auf einem der sieben Hügel liegen die Ruinen der Kaiserburg; die wilde Feige wächst in den Mauerritzen und deckt die Blöße mit ihren breiten, graugrünen Blättern; zwischen Schutthaufen tritt der Esel auf grüne Vorbeersträucher und freut sich der unfruchtbaren Distel. Hier, von wo einst Roms Adler ausflogen: kamen, sahen und siegten,“ führt jetzt ein Eingang durch ein kleines, armseliges, aus Lehm zwischen zwei geborstenen Marmorsäulen zusammengesüßtes Haus; die Weinranke hängt wie eine Trauergirlande über das schiefe Fenster. Eine alte Frau mit ihrer Enkelin wohnen darin; sie herrschen nun in der Kaiserburg und zeigen hier dem Fremden die versunkenen Schätze. Von dem reichen Thronsaal ist nur noch die nackte Wand übrig; die dunkle Zypresse zeigt mit ihrem langen Schatten auf die Stelle, wo der Thron stand. Der Schutt liegt fußhoch über dem geborstenen Boden; das kleine Mädchen, jetzt die Tochter der Kaiserburg, sitzt oft dort auf ihrem Schemel, wenn die Abendglocken läuten. Das Schlüsselloch in der Tür dicht dabei nennt sie ihren Balkon; durch dieses kann sie das halbe Rom überschauen, bis zu der mächtigen Kuppel der St. Peterskirche. Still, wie immer, war es dort heute abend, und das kleine Mädchen kam in meinem vollen Lichte hervor. Auf ihrem Kopfe trug sie einen antik geformten Lehmkrug mit Wasser; sie war barfüßig, das kurze Hemd und die kleinen Ärmel waren zerrissen; ich küßte die feinen, runden Schultern, die schwarzen Augen und das dunkle, glänzende Haar des Kindes; es stieg die Stufen des Hauses hinan, sie waren steil, aus Marmorbruchstücken und einem geborstenen Säulenknäuel gebildet. Die bunten Eidechsen huschten scheu an ihren Füßen vorbei, aber sie erschrak nicht, schon hob sie die Hand, an der Tür zu klingeln; eine Hasenpfote, an einem Bindsaden aufgehängt, bildete hier den Glockenzug der Kaiserburg. Sie hielt einen Augenblick inne; woran dachte sie? Vielleicht an das hübsche Jesuskind in Silber und Gold gekleidet, das drunten

in der Kapelle stand, wo die Silberlampen strahlten, wo ihre kleinen Freundinnen den Gesang anstimmten, den auch sie kannte; ich weiß es nicht! Sie machte wieder eine Bewegung und straukelte, der Lehmkrug fiel ihr vom Kopf und brach auf den geriesten Marmorsteinen entzwei. Sie brach in Tränen aus: die schöne Tochter der Kaiserburg weinte über den armseligen, zerbrochenen Lehmkrug; mit bloßen Füßen stand sie da und weinte, durfte nicht an dem Bindsaden ziehen, dem Glockenzug der Kaiserburg!“

S. G. Andersen.

o o o

Das Lied vom Winter.

Der Winter will, der strenge Greis,
Zehnd sein Zeppter schwingen.
Sein Lob gar hell erklingen.
Ein süßer Schmeichler ist er nicht,
Der wenig hält und viel verspricht:
Gradaus vor allen Dingen!

Gradaus! Und ob der Kaiser käm',
Sein Bart müßt' ihm gefrieren.
Und wenn ihn der beim Ärmel nähm':
„Gi, Winter, kommst mir unbequem!“
Das würd' ihn kaum genieren.
Er blies' ihm Flocken ins Gesicht
Und sprach': Mein Kaiser bist du nicht,
Glück zu! Du mußt' parieren.

Frau Sonne hat von alters her
Als Stiefkind ihn gehalten;
Drum liebt er sie nicht allzu sehr,
Spannt um die Welt sein Nebelmeer,
Zum Troß der guten Alten.
Drob fällt das Herz ihr in die Schuh',
Sie sieht nur so von weitem zu
Und läßt ihr Reich erkalten.

Der Winter ist ein Edelmann,
Im Schenken unbescheiden,
Bringt Glück und Lust so viel er kann,
Und ist's ihm recht gelungen dann,
Wird nährlich er vor Freuden.
Darüber lacht ihn alles aus;
Er macht sich still zum Land hinaus,
Kann keinen Spott erleiden.

Alfred Suggenberger.

Verantwortlich für die Redaktion:
Frau Clara Jettin (Zundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck u. Verlag J. G. W. Metz Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.